

»Heimat ist eine offene Wunde, die nie zuheilt.«

Ein Nachruf auf den Literaturübersetzer und Lyriker Rainer G. Schmidt

Von Hans Therre

Ich trauere um meinen Freund, den Literaturübersetzer Rainer G. Schmidt. Am 9. April 2025 ist er, geboren 1950, drei Tage nach seinem 75sten Geburtstag, in seiner Wohnung in Berlin gestorben.

Eine erste Impression: Ich lernte Rainer 1970 an einem heißen Sommertag kennen. Er saß auf dem Springbrunnenrand im Campus der Universität des Saarlandes und sprach zu einem guten Dutzend Studenten und Studen-tinnen, die ihn umringten und ihm lauschten. Als ich nähertrat und mich unter die Zuhörer mischte, hörte ich, dass er über Heidegger und Husserl sprach. Mit seinem bis über die Schultern fallenden langen kastanienbraunen Haar sah er aus wie Jesus, der zu seinen Jüngern spricht. Ich beschloss, diesen jungen Mann kennenzulernen.

So geschah es – das war leicht, wir waren beide Studenten der Germanistik im ersten Semester und saßen zusammen in den Vorlesungen und Proseminaren. Rasch freundeten wir uns an. Rainer wohnte damals noch in seinem Elternhaus in Riegelsberg, einem großen Dorf nahe Saarbrücken, wo er das Gymnasium besucht und eine aufhorchen lassende Abiturrede gehalten und veröffentlicht hatte.

Wir schmiedeten Pläne – noch keine Übersetzungen betreffende, sondern germanistischer Art. Wir wollten die Arbeiterklasse an »gute« Literatur heranführen, und zu diesem edlen Zweck erarbeiteten wir einen umfangreichen Fragebogen, mit dem wir durch die Arbeiterviertel Saarbrückens streiften und an vielen Haustüren klingelten. Die Leute waren freundlich und neugierig, und ich glaube, sie hatten ihre Freude an uns jungen Idealisten. Unsere germanistische Feldforschung endete mit einer 30-seitigen Seminararbeit, die außer dem Dozenten wahrscheinlich nicht viele Leser fand.



Foto: Ralph Schock

Da die Universität des Saarlandes uns nicht »progressiv« genug war, wechselten Rainer und ich nach der Zwischenprüfung zusammen mit zwei Studentinnen und einem Studenten an die damals als »rot« verschriene Universität Marburg, wo wir gegen manche Widerstände eine Wohngemeinschaft gründeten. Wohngemeinschaften waren in den 70ern als »Kommunen« verschrien und nicht sehr beliebt bei den braven Bürgern. Herrliches, heute kaum noch vorstellbares freies Studentenleben in der uralten schönen Stadt: tagsüber studierten wir, nachts diskutierten und feierten wir. Übersetzen lag uns fern. Erst nach dem Staatsexamen 1976, als die Frage der Berufswahl akut wurde, begann Rainer sich für das Übersetzen als Beruf zu interessieren. Anders als ich wollte er kein Lehrer (»Pauker«) werden.

Rainer ging nach Berlin, um an der FU weiter zu studieren, mir scheint, so ziemlich alles. Ich blieb in Marburg und wurde Lehrer am Gymnasium. Mit dem herrlichen Studentenleben war es aus. Dann machte Rainer mir den Vorschlag, gemeinsam das poetische Werk des französischen Dichters Arthur Rimbaud zu übersetzen. Ich las und war Feuer und Flamme. Ein großes poetisches Abenteuer begann.

Um es kurz zu machen: zwei Jahre später erschien 1979 und 1980 unsere Übersetzung im Münchner Matthes & Seitz Verlag in zwei illustrierten Bänden. Es war ein Paukenschlag. Unsere provokative Übertragung und Kommentierung der Poetischen Werke Arthur Rimbauds verwirrten, erregten, begeisterten und erzürnten Leser und Kritiker, bis heute. Die »konservative« Kritik urteilte: Dilettanten mit mangelhaften Französischkenntnissen; die »progressive« Kritik jubelte und sprach von einem »Geniestreich«. In beiden Kritiken steckte wohl ein Körnchen Wahrheit.

Von nun an trennten sich unsere Übersetzerwege. Ich war inzwischen auch nach Berlin gezogen und hatte das Angebot des Verlegers Axel Matthes angenommen, die vierbändige Autobiografie »Die Spielregel« des französischen Schriftstellers Michel Leiris zu übersetzen. In den fünfzehn Jahren, die ich brauchte, um dieses »Monstrum« zu übersetzen, übertrug Rainer für verschiedene Verlage die Werke zahlreicher Autoren aus dem Französischen und Englischen – ich kann sie nicht alle aufzählen, die Liste ist ellenlang und im Internet leicht zu finden. Wichtig waren ihm alle seine Übersetzungen, aber einige lagen ihm besonders am Herzen: Herman Melvilles »Mardi«, ein Roman, der 1997 in zwei Bänden im Achilla Verlag erschien. Für dieses Werk erhielt er, hochverdient, den Paul-Celan-Preis; Victor Segalens »Stelen«, ein in poetischer Prosa geheimnisvoll funkendes Meisterwerk; »Die Arbeiter des Meeres« und »Der Mann mit dem Lachen« von Victor Hugo; drei Bücher von Henry W. Hudson, die in Rainer die Sehnsucht nach der nicht nur exotischen Natur weiter schürten.

So ist nach und nach ein Werk entstanden, das zu den großen Übersetzungsleistungen der Nachkriegszeit zählt. Nichts war Rainer zu schwierig, spornte ihn im Gegenteil an, sein Bestes zu geben. Außer dem Paul-Celan-Preis

hat er auch den Paul Scheerbart-Preis und den Heinrich Voß-Preis erhalten.

Auch als Lyriker trat er mit dem Gedichtband »Der Fall Schnee« hervor – und ich wünschte und hoffte, leider vergeblich, diesem Band würden noch weitere Lyrikbände folgen.

Mit der Übersetzung des 12-bändigen Tagebuchs des Amerikaners Henry Thoreau hat er sich dann vor rund zehn Jahren auf ein ungeheures Vorhaben eingelassen. Fünf Bände sind inzwischen erschienen, und dieser Autor hat ihn nicht nur durch sein Werk, sondern auch durch seine Persönlichkeit tief beeindruckt und beeinflusst. In den letzten Jahren, in denen eine Parkinson-Erkrankung ihm das Leben und die Arbeit schwermachte, sprachen wir oft von den großen Herausforderungen dieser Übersetzung. Mitten in der Arbeit am sechsten Band ereilte ihn der Tod. Der Verlag Matthes & Seitz Berlin will die Bände 6, 7 und 8 aus dem Nachlass erscheinen lassen.

Obwohl Rainer seit 1977 meist in Berlin lebte, blieb er seinem Geburtsort Riegelsberg, dem Saarland und seiner wunderschönen Landschaft eng verbunden. Er besuchte seine beiden Brüder, auch mich in meiner alt-neuen saarländischen Heimat, wohin ich 2009 gezogen war, und mit Ralph Schock traf er sich mehrmals zum »literarischen Gespräch« im Saarländischen Rundfunk. Auf meine Frage, was für ihn Heimat ist, sagte er nach langem Schweigen: »Heimat ist eine offene Wunde, die nie zuheilt.« Er hat einen Sohn und zwei Enkelkinder.

Auf einem alten Foto auf dem schon vergilbten Verlagsprogramm aus dem Jahr 1978 sehe ich ihn jetzt vor mir, wie er wild lachend an einem Vogelkäfig rüttelt, den er auf einem Spaziergang durch München mit unserem ersten Verleger Axel Matthes, dem 2003 gestorbenen Buchgraphiker Claus Seitz und mir aufgelesen und sich über den Kopf gestülpt hatte: es ist ein symbolisches Foto ...

Rainer hat in seinem Leben rund fünfzig sehr anspruchsvolle und schwierige Bücher meisterhaft übersetzt, musste immer um »Brodt und Wein« (Hölderlin) kämpfen, und am Ende starb er allein und bettelarm in Berlin. In seinem Kühlschrank lag nichts als eine einzige Zwiebel. Er wog noch 45 Kilo.

So leben, arbeiten und sterben die »Dichter der Dichter« (Novalis).